

# Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 26. — Sonntag, den 26. Juni 1932.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 u. Nr. 3243.

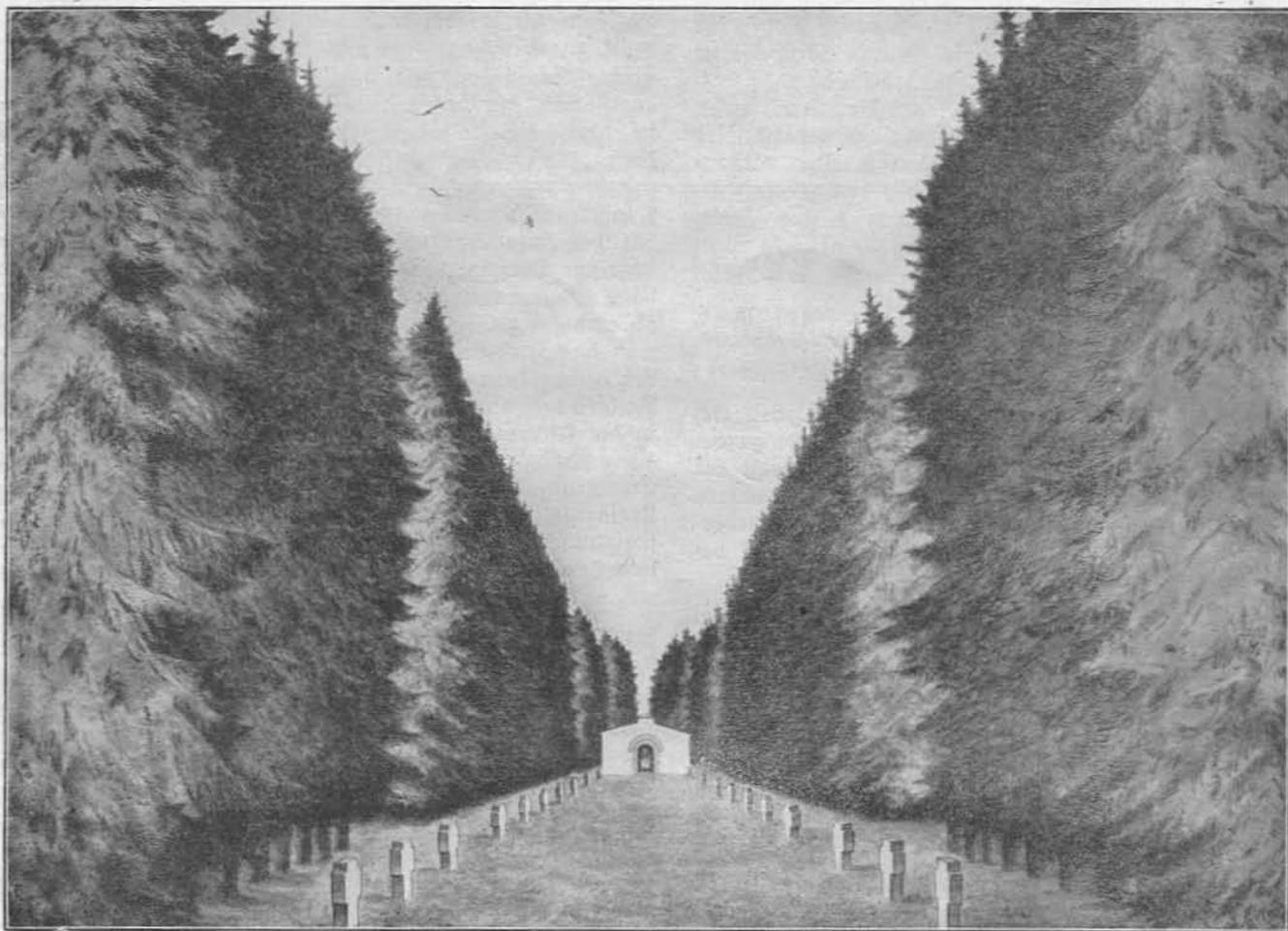
## Zum Gefallenen-Gedenktag

Ausbau eines Heldenfriedhofs bei Verdun durch den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge.

Acht Millionen standen im Felde an allen Fronten gegen eine Welt von Feinden. 2 055 000 kehrten nicht in die Heimat zurück. In 43 Ländern der Erde zeugen die Gräberstätten von dem heißen Ringen unserer Feldgrauen um Deutschlands Ehre und Freiheit. Am gewaltigsten tobten die Kämpfe in Frank-

räumung der sogen. roten Zone werden noch fast täglich Gebeine deutscher Soldaten geborgen und auf dem nächstgelegenen deutschen Friedhof beigelegt.

Wer einmal in Frankreich gewesen ist und die deutschen Ehrenstätten besucht hat, wird sich von dem erschütternden Ein-



Deutsche Kriegsgräberstätte Romagne-sous-Montfaucon bei Verdun nach dem Entwurf des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge.

reich. Hier fielen 947 000 in den großen Schlachten an der Marne, in der Champagne, bei Soissons, im Kampf um Verdun, und wie die Großkämpfe und Gefechte benannt sein mögen, die uns noch heute lebhaft in Erinnerung sind und niemals verlöschen werden. Andere starben an den erhaltenen Wunden oder infolge von Krankheiten in den Feldlazaretten oder hinter dem Stacheldraht in Kriegsgefangenschaft.

Name an Name, Kreuz an Kreuz reiht sich auf den großen Sammelriedhöfen, die die Franzosen nach dem Kriege für unsere Toten geschaffen haben. Groß ist die Zahl der Unbekannten und der Verschollenen! Von 225 000 konnte bis heute die Grabstätte nicht gefunden werden, 246 000 ruhen in Sammelgräbern. Bei der seit kurzem in Angriff genommenen Auf-

druck eines solchen Gräberfeldes nicht wieder freimachen können. Auge und Seele verlieren Halt und Maßstab vor den tausend- und abertausend Kreuzen und vor den gewaltigsten Wahrzeichen dieser Stätten: den Sammelgräbern, in denen bis zu 22 000 bestattet sind. Diese Gräberanlagen zu wirklichen Ehrenstätten, zu Stätten der Weihe auszubauen, ist die Aufgabe des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge. In rastloser Arbeit hat der Volksbund in Frankreich bereits 103 Gedenkstätten in Arbeit genommen und somit für 497 439 Tote gesorgt. Die besten deutschen Künstler haben hierfür Mustergültiges geschaffen. Auf den Friedhöfen in Frankreich sind durch den Volksbund seit 1926 gepflanzt: 21 572 Bäume, 19 161 Sträucher, 232 559 Stauden und 295 061 Rosen. Wo die Anlagen ohne Schutz waren, sind

Umwehungen in Gestalt von Hecken oder Mauern geschaffen. Neue Eingangstore aus handgeschmiedetem Eisen wurden errichtet, Denkmäler oder Kapellen gebaut und die Sammelgräber besonders dauerhaft gestaltet. Im laufenden Baujahr wird neben anderen Arbeiten auch die Kriegsgräberstätte Romagne-sous-Montfaucon in Bau genommen.

Der Ort Romagne-sous-Montfaucon wurde bei dem ersten Einmarsch der Truppen in Frankreich besetzt und lag einige Tage in der vordersten Frontlinie. Zu Beginn der Marne-Schlacht lag die Front 15 Kilometer davon entfernt in Richtung auf Verdun. Die Truppen gehörten der 5. Armee, und später der Heeresgruppe Kronprinz an. Auf der Ehrenstätte ruhen die Toten, die in den Schlachten bei Barennes, der Marne-Schlacht (5. bis 12. 9. 1914), den Kämpfen vor Verdun und der Abwehr-Schlacht in der Champagne und an der Maas 1918, sowie in den Rückzugskämpfen vom 5. bis 11. 11. 1918 gefallen sind. Der Friedhof wurde schon im Kriege von den deutschen Truppen angelegt und birgt 1246 Tote. Er liegt im Verdungebiet, 10 Kilometer südwestlich Dun, dicht hinter dem Gemeindefriedhof. Die Ausgestaltung dieser Anlage ist schon deshalb wichtig, weil in ihrer unmittelbaren Nähe ein prunkvoller amerikanischer Friedhof liegt, der die Besucher vielfach zu Vergleichen zwischen deutscher und amerikanischer Auffassung von der Ehrung der Gefallenen veranlaßt hat. Ein solcher Vergleich mußte bisher für Deutschland ungünstig ausfallen, da die deutsche Gräberstätte sich in einem besonders ungünstigen Zustand befand.

Für den Ausbau der Ehrenstätte hat der Volksbund einen Plan gefertigt, der der Bedeutung dieser Anlage gerecht wird und sich der ursprünglichen Gestaltung anpaßt. Der vorhan-

dene Fichtenbestand soll durch Zapflanzungen ergänzt werden. Hierdurch wird (wie beistehendes Bild zeigt) eine ungemein starke Raumwirkung erzielt. Die Gräberfläche wird einheitlich gestaltet, die Namen der Toten auf 22 Schriftsteinen in Kreuzform vereinigt. Die zwischen den doppelreihigen Fichten bestehenden Wege bleiben als Mooswege bestehen. Die Gräberfläche selbst wird mit Immergrün flächig bepflanzt. Hinter dem Eingang — einem schlichten, handgeschmiedeten Eisentor zwischen einer Abschlußmauer — wird die Fichtenpflanzung besonders stark verdichtet. Im Mittelpunkt, durch einen Plattenweg mit dem Eingang verbunden, wird ein schlichter kapellenartiger Bau errichtet, der auf der einen Seite einen Gedächtnisraum für die Besucher, auf der anderen Seite mit eigenem Eingang einen Wärterraum erhält. Die ganze Anlage ist mit einer Wildrosenhecke umfriedet. Die mit verhältnismäßig einfachen Mitteln gestaltete Weihestätte wird im Gegensatz zu dem aufwendigen amerikanischen Friedhof deutsche Art und Kunst verkörpern.

Das ist nur ein aus dem neuen Bauprogramm des Volksbundes herausgegriffenes Beispiel, das zeigt, wie der Volksbund bemüht ist, seiner Arbeit Ewigkeitwert zu geben, daß er mit heißem Bemühen dahin strebt, dem Sinn des Opfers aus innerem Zwang heraus durch gläubige Schöpfungen Ausdruck zu verleihen. Er will Gedenkstätten bauen, auf denen größte Schlichtheit und stärkster Ausdruck sich vereinen. Gedenkstätten, auf denen deutsche Kameradschaft, deutsches Schicksal, deutsche Seele für alle Zeiten geborgen sind. Gedenkstätten, die für unsere Toten in fremder Erde ein Stück Vaterland sind.

## Der Waldschwarze

Eine erzgebirgische Dorf- und Pastergeschichte von Karl May, dem Schriftsteller und Erzähler der spannenden Indianer-Geschichten.

(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„So, du hast genug und bist gezeichnet für lange Zeit! Ich will dich lehren, den Knecht zu schlagen und den Vater zu beschimpfen. Die Peitsche nehm ich mit, zum Zeichen, daß der Student, den niemand leiden mag, weit über den Feldbauern kommt, der der Liebling ist vom ganzen Dorf. Willst sie wiederhaben, so kannst sie vom Bachhof holen; nachher sollst sie bekommen, aber anders nicht!“

Er gab dem Schimmel einen Schlag, daß dieser laut wiehernd das Weite suchte, und sprang, ohne den Ueberwundenen eines weiteren Blicks zu würdigen, schnell in den Wagen, der seinen Weg unverzüglich fortsetzte.

„Frieder!“ stieß der Blinde vor Erstaunen hervor.

„Wunderst dich wohl, Vater? Der Feldbauer mag dir beinahe gewachsen sein, mir aber nicht! Willst mich nun noch den Knirps heißen?“

„Nun sicher nicht! Ich hab dich vor mir geschaut immer nur grad so, wie du vor fünf Jahren gewesen bist, und es ist wahr, du bist gewachsen, Frieder. Aber einen Feind hast dir erworben, der die Züchtigung niemals vergeben wird.“

„Ich fürchte mich nicht und nehms mit zweien auf von seinem Schlag!“

Als der Wagen in den Bachhof, den ersten und größten des Dorfs, einfuhr, stand die Bäurin schon zum Empfang bereit.

„Komm her, Anna, und nimm den Sohn wohl an“, meinte der Blinde. „Er hat die grüne Mütze und die Klunker abgelegt und will für immer bei uns bleiben. Ich sag dir, daß er ein Bachbauer werden wird, wie es noch keinen gegeben hat, denn der Mensch ist ein Riese, noch stärker als der Goliath!“

### 2. Martha.

Es war am nächsten Sonntag. Der Gottesdienst ging zu Ende, und die Kirchgänger traten auf den Kirchhof heraus, um den gewohnten Gang durch die Gräber zu halten und dabei die

Neuigkeiten der vergangenen Woche zu besprechen. Die Stadt hat ihre Zusammenkunft am Brunnen und ihre Kränzchen, das bayrische Dorf im Gebirge seine Spinnstuben und das sächsische seine Gottesackerversammlungen, auf denen Mann und Weib, alt und jung Gelegenheit findet, sich auszuspochen über alles, was das Herz bedrückt oder die Neugier befriedigt. Zweierlei beschäftigte heut die Zungen ganz besonders: die Rückkehr des Bachfrieder, und der seltene Umstand, daß der Feldbauer nicht in der Kirche gewesen war. Daß beides im engen Zusammenhang stand, wußte man bereits, nur hielt man eine eingehende Erörterung für notwendig. Deshalb hatte sich ein zahlreicher Kreis von Zuhörern um Balduin, den Kutscher des Bachbauern, versammelt, der an der Kirchenmauer lehnte und mit wunderlichen Gebärden sein Erlebnis erzählte.

In seinem Eifer gab der gute Balduin der Sache etwas mehr Farbe, als unumgänglich nötig war.

„Ihr hättet nur das Gesicht sehn sollen, auf dem die Peitsche gearbeitet hat wie das Graupelwetter auf dem Dach. Da ist Hieb auf Hieb und Schlag auf Schlag gekommen, und die Schwiele, die ich hier über die Nase vom Feldbauer bekommen hab, hat mehr als hundert Prozent getragen. Und der Feldbauer ist ganz langsam aufgekrabbelst und seinem Schimmel nachgehinkt, während wir davonfuhren.“

„Also darum kommt er nicht in die Kirche, weil ihm das Gesicht gezeichnet ist. Ihm ist ganz recht geschahn, und nun wird er wohl nicht mehr so sehr mit seiner Körperstärke prahlen, da er den Meister gefunden hat.“

„Er mag sich nur auch ferner sein hübsch vor dem Frieder in acht nehmen; den hab ich in den paar Tagen genugsam kennengelernt. Er ist so gut und fromm wie ein Lamm, aber wenn man ihn bei der Galle angreift, so mag man nur immer schnell um die Ecke springen. Ihr solltet nur mal sehn, wie lieb und lind er ist! Die Mutter hat er stets beim Kopf, und den Vater trägt er auf den Händen. Dazu greift er überall wacker an. Im Hof, da lag ein Klotz, der Bretter geben sollte; drei Männer konnten ihn kaum herschleppen; er aber hat ihn aufgenommen und vors Tor geschafft. Den Stier nimmt er bei den Hörnern und drückt ihm den Kopf zu Boden, daß er sich nicht zu rühren vermag. Und bei dieser Gültigkeit und Stärke ist er gelehrt und geschickt, daß man sich nur wundern muß. Er hat nach Maschinen geschrieben und nach andern Dingen, von denen

unserer nicht mal den Namen kennt, und dem Bauer einen Plan über den Feldbau vorgelegt, nach dem das Land grad um die Hälfte mehr bringen muß als früher.“

„Ja, klug ist er und geschickt dazu, sonst hätte er ja gar nicht die Universität überstanden!“

„Das Dorf hat noch niemals einen so studierten Herrn und klugen Bauern gehabt, und wir müssen also stolz auf den Frieder sein, der bewiesen hat, daß es bei uns auch Leute gibt, die nicht auf den Kopf gefallen sind. Wie er heut die Orgel gespielt hat, so was Schönes ist hier noch gar nimmer gehört worden; der Kantor ist das reine Nichts gegen ihn. Seht, dort kommen sie beide vom Chor herab!“

Frieder wurde von allen seinen Bekannten, denen er bisher noch begegnet war, mit Begeisterung begrüßt; er hielt sich aber nicht lange bei ihnen auf, sondern schritt dem stillen Winkel zu, wo sich die Grabstätten der Bachbauern befanden. Der Platz war von tief herabzweigenden Trauerweiden beschattet, unter denen eine Steinbank stand, deren Sitz mit weichem Moos bekleidet war. Als er die Zweige auseinanderschlug, fiel sein Blick auf ein Mädchen, das hier gesessen hatte und sich jetzt in halber Verlegenheit erhob.

Er hatte sie schon in der Kirche bemerkt und sich von ihrer Erscheinung seltsam ergriffen gefühlt. Ihre hohe, schöne Gestalt war nicht mit dem hier in der Gegend üblichen, sondern mit dem jenseits der Grenze getragenen Festtagsgewand bekleidet. Der kurze, rot und weiß gestreifte Rock ließ einen hübsch gebauten Fuß frei; um die Hüfte war eine seidne Schürze gebunden, deren zierlicher Schnitt es verriet, daß sie nicht für den gewöhnlichen Gebrauch gefertigt war; unter dem dunklen Tüchlein blickte das samtne Mieder hervor, dessen Ausschnitt nach der Landessitte das feingefaltene, blütenweiße Hemd freigab, das sich in schmaler Krause um den schönen Hals legte. Von dem unbedeckten Kopf hingen die mit einer einfachen blauen Knopflume geschmückten Haare in zwei langen, dicken Zöpfen bis über die Hüften herab, und die Hände, die jetzt das Gesangbuch umschlossen, schienen sich noch nie mit gröblicher Hausarbeit beschäftigt zu haben. Wer ihr ins Gesicht blickte, fühlte sich sofort gefangen von dem Ausdruck der Sanftmut und Herzensgüte, der darüber ausgebreitet lag.

„Grüß Gott!“ antwortete sie auf seinen Gruß und schlug langsam die seidnen Wimpern empor, die sich aber sofort wieder über das große, tiefblaue Auge senkten.

„Sei nicht böse über die Störung, die ich dir bereitet hab!“ bat er. „Ich hab nicht gewußt, daß jemand hier ist. Soll ich gehn?“

„Nein, bleib nur, denn ich bins ja, die weichen muß!“

Sie schlug ihr Auge mit einem wie um Verzeihung bittenden Blick wieder halb empor, und es war ihm, als müßte er die feinen Lider vollends heben, um dieses wunderbare Auge ganz und voll zu erblicken.

„Warum mußt du weichen? Bitte, sag es mir!“ bat er.

„Weil dieser Ort nicht mir gehört, sondern dir.“

„So kennst mich wohl?“

„Ich sah dich gestern nach der Stadt reiten, als ich auf dem Feld war, und die Magd sagte mir deinen Namen.“

„So darfst du wohl auch wissen, wie der deinige lautet?“

„Martha.“

„Martha?“ wiederholte er, selbst nicht wissend, ob freudig oder schmerzlich überrascht. „So bist wohl gar die Martha vom Feldhof?“

„Ja.“

Das eine Wörtchen kam nur langsam und in einem Ton über ihre zögernden Lippen, als müsse sie um Entschuldigung bitten, daß sie die Tochter des Feldbauern sei. Er aber trat näher, ergriff ihre Hand und sagte:

„So bin ich dir unendlich viel Dank schuldig für die große Liebe und Barmherzigkeit, die du dem Vater und der Mutter erzeigt hast, Martha. Der liebe Gott mag lohnen, wir könnens nicht! Warum bist dieser Tage nicht zu uns hereingekommen?“

Sie schwieg.

„Darfst ichs nicht wissen?“ fuhr er fort.

„Ich kanns nicht sagen.“

„Und eine Ausrede magst auch nicht machen, denn das wär eine Lüge, und dazu bist du zu brav und stolz, nicht wahr? Aber laß gut sein, Martha; ich weiß doch, was du nicht sagen willst! Der Vater hat dirs verboten. Ist es so oder anders?“

Sie nickte nur mit dem Kopf, schaute aber jetzt voll und groß zu ihm empor mit einem Blick, in dem er eine hinter Verlegenheit verborgene Anklage zu lesen meinte.

„Hätte ich gewußt, was ich heut nun weiß“, entschuldigte er sich daher unwillkürlich, „so wäre der Angriff des Feldbauern nicht in der Weise abgewehrt worden, wie es geschehn ist. Aber sag, hat er dir schon auch vorher verboten, nach dem Bachhof zu gehn?“

„Ja.“

„Schaust, Martha, was ich mein! Und dennoch bist herübergegangen? Warum bleibst allweil jetzt davon? Die Mutter hat immer groß Sehnen nach dir, und du kannst ihr viel Freude bereiten, wenn du bald mal vorsprechen magst. Darfst du ihr sagen, daß du kommen willst?“

„Ich weiß noch nicht!“

„So weiß ich jetzt, warum! Als ich nicht daheim war, hast den Bachhof besucht, nun ich aber nach Haus gekommen bin, bleibst weg. Ich allein bin die Schuld; du magst mich nicht leiden. Lebwohl, Martha; das tut mir weh!“

Er ließ die Hand fahren und wandte sich zum Gehen.

„Frieder!“ bat sie.

Er drehte sich wieder zu ihr herum. Sie sprach weiter:

„So hab ich's nicht gemeint! Deine Eltern sind mir nicht gram, daß mein Vater Feindschaft hegt; denn ich kann ja nichts dafür. Von dir aber hab ich nicht gewußt, daß auch du so denkst wie sie.“

Er legte seine Hand auf die ihrige und entgegnete in beinahe leisem Ton:

„Das ist nur die halbe Offenheit! Ich bat dich, zu kommen, und dennoch gabst du zur Antwort: ich weiß noch nicht! Fürchtest dich vor mir, Martha?“

Jetzt zuckte ein rasches Lächeln um ihren Mund, zwischen dessen Lippen die kleinen Zähne hervorblitzten, und ihr Blick traf den seinen mit voller Aufrichtigkeit.

„Ja, beinahe.“

„Warum?“

„Du bist der Mächtigste weit und breit, und dazu hast so viel Gelehrsamkeit studiert; soll man sich da nicht vor dir fürchten?“

„Wenn das nichts anderes bringt, als Furcht und Scheu, so möcht ich, daß ich ungeschickt und nicht so mächtig wär dazu! Soll das so sein, Martha?“

„O nein, Frieder! Bleib, wie du bist!“

„Aber dann wirfst dich auch ferner scheuen und nicht kommen?“

„Ich werd mir die Angst abgewöhnen. Ich hab mir den Mann, der den Vater besiegt hat, ganz anders vorgestellt, recht wüst, rauh und hart, nicht so sanft und freundlich wie du bist. Sag deinen Eltern, daß ich kommen werd!“

„Hab Dank! Nun geh ich gern, denn ich weiß, daß ich dich wiedersehe!“

„Nein, laß mich gehn, und bleib du! Du kamst zum Bruder, der unten liegt. Das ist ein fromm und heilig Recht, das ich dir nicht verkürzen darf!“

Sie reichte ihm die Hand und ging. Er bog die Zweige, die sich hinter ihr geschlossen hatten, wieder halb auseinander und blickte ihr heimlich nach. An der Ecke der Kirche wandte sie sich einmal um, ohne Absicht, wie man von einem innern Zwang getrieben wird. Er bemerkte es und sah mit einem stillen, innigen Lächeln vor sich nieder.

„Das ist also die Martha, von der die Eltern soviel Liebes und Gutes erzählen! Ich hab das alles gern geglaubt, doch nun ich sie gesehen und gesprochen hab, weiß ich, daß sie noch mehr und noch viel besser ist. So weit ich auch  
(Fortsetzung siehe Seite 6 und 7.)

## Bilder aus aller Welt.



### Aus eigener Kraft vom Arbeiter zum Astronom.

In der Gemeinde Schönow bei Berlin befindet sich eine der kleinsten Sternwarten der Welt. In rastloser Arbeit hat sie samt ihren Instrumenten ein arbeitsloser Techniker erbaut. Der Laien-Astronom ist trotz seiner großen Not ein Idealist, der den Einwohnern des Ortes kostenlos wissenschaftliche Vorträge über Astronomie hält, die von einem großen Wissen zeugen. Unsere nebenstehenden Aufnahmen zeigen oben links: Jakobs selbsterbautes Observatorium; darunter: Der Himmelsbeobachter vor einer Tafel mit schwierigen Berechnungen; rechts: Das Teleskop, das Jakob ebenfalls sich selbst schuf.

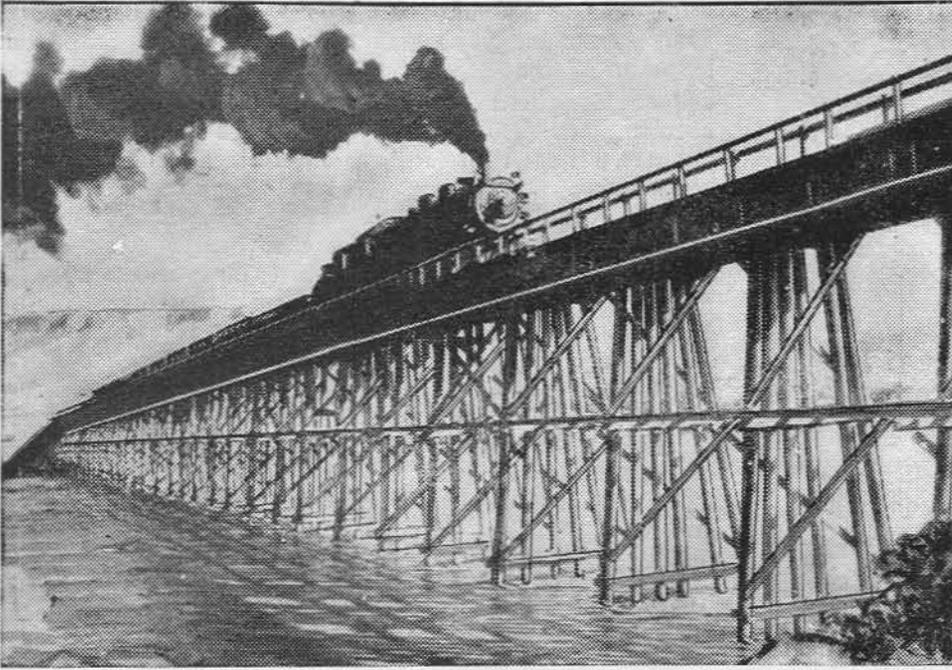


### Den im Kriege † Rote-Kreuz-Schwester.

Vorstehendes Bild zeigt das Denkmal, das bei Berlin-Vantwiz anlässlich des 50jähr. Bestehens der Mutterhäuser des deutschen Roten Kreuzes zum Gedenken an die in der Weltkriegszeit gestorbenen Schwestern und Hilfschwestern eingeweiht wurde.

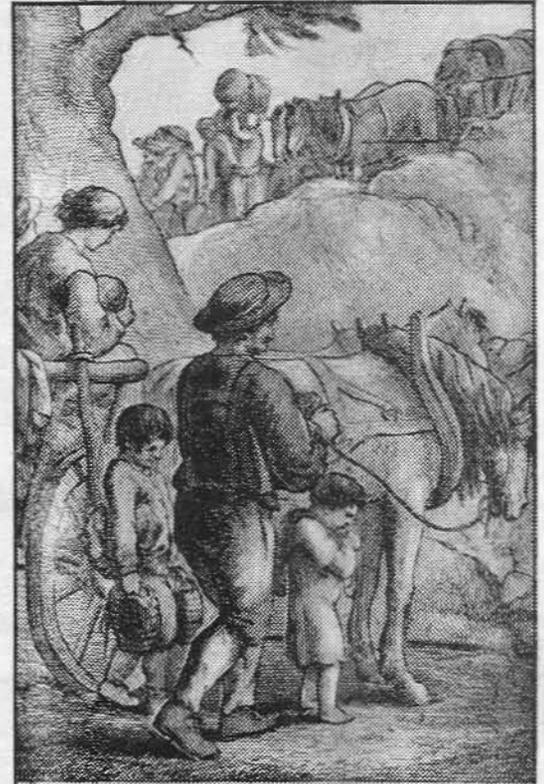
### Das Saargebiet will zu Deutschland zurück.

Der neugewählte saarländische Landesrat hat jetzt fast einmütig eine Erklärung abgegeben, in der erneut der Wille des Saarlandes betont wurde, politisch und wirtschaftlich vorbehaltlos dem Deutschen Reich wieder eingegliedert zu werden. Nebenstehendes Bild zeigt uns die Saarschleife bei Mettlach.



### Die Arbeiten an Amerikas größtem Stauwerk schreiten fort.

In dem Staate Arizona, im Süden der USA., ist man seit einem Jahr mit einem gewaltigen Unternehmen beschäftigt. Dort wird der riesige Hooverdamm errichtet, durch den einstmals das jetzt noch in weiten Strecken unfruchtbare Gebiet bewässert und der landwirtschaftlichen Benutzung zugänglich gemacht werden wird. Nebenstehendes Bild: Ein Zug mit Riesladung passiert die Notbrücke über dem Tal, in dem der Hooverdamm errichtet wird.



*Dreißigtausend Deutsche Protestanten verlassen um der Religion willen ihr Vaterland Salzburg.*

### Vor 200 Jahren flüchteten die Salzburger Protestanten nach Ostpreußen.

In Ostpreußen wird jetzt das Gedenken an jene Zeit vor 200 Jahren gefeiert, in der die Salzburger Protestanten aus Glaubensgründen aus ihrer Heimat vertrieben wurden, und endlich im ostpreußischen Samland ein neues Vaterland fanden. Unser Bild rechts (ein zeitgenössischer Stich) zeigt Salzburger Emigranten auf der Wanderung in die neue Heimat.



### Wo die Olympia-Sportlerinnen während der Olympiade wohnen.

Unser mittleres Bild zeigt das prächtige Hotel in der unmittelbaren Nähe des Stadions von Los Angeles, wo die Sportlerinnen der einzelnen Länder während der Olympiade untergebracht werden. Die Herren der Schöpfung haben es weniger gut, sie müssen sich mit der Unterbringung in den einfachen Camps des eigens erbauten „Olympischen Dorfes“ begnügen.

### Vom Sport am Sonntag.

Nebenstehendes Bild zeigt die Sieger im Kaiser-Bierer der großen Grünauer Regatta, den die Mannschaft des Berliner Ruderklubs überlegen gewann.

gewesen bin, eine solche Schönheit, mit solcher Herzenseigenschaft gepaart, hab ich noch nicht gesehen, und hier auf dem abgeschiedenen Dorf hätt ich's gar nimmermehr gesucht!"

Noch immer stand er und schaute nach der Ecke, hinter der sie verschwunden war.

„Und welch einen Vater hat dies engelgleiche Gemüt! Wär ich ihr vorher begegnet, so hätt er keine solche Lehre erhalten, die gleich auf ein für allemal berechnet war. Freilich etwas zu stark bin ich dabei gekommen; das mag sein; aber der Grimm über den Waldschwarzen war da, und den Vater, der soviel erduldet hat, laß ich nicht verhöhnen und nicht schlagen. Wer das versucht, darf nicht auf Nachsicht rechnen. Ja, sie hat recht, ist bin sanft und freundlich, aber es gibt einen Punkt in mir, den man nicht anstoßen darf; das ist die Lieb zu Vater und Mutter und all den andern Meinen!“

Sinnend sah er vor sich nieder, dann sagte er wieder halblaut:

„Daher ist dem Waldschwarzen die größte Rache geschworen, denn er hat diesen Punkt am stärksten angefaßt. Ich weiß, daß ich ihn finde; ich weiß, daß ich ihn ergreife; die Ahnung sagt es mir. Der Vater hat es falsch gemacht, denn er hat es alle Welt wissen lassen, daß er nach ihm jagt. Von mir aber solls niemand erfahren, was ich tu, selbst die Eltern nicht; denn sie würden große Sorge und Angst um mich empfinden, daß es mir so gehe wie dem Franz, der nun hier unter dem Hügel liegt. Aber er ist nicht tot; er ist nicht gestorben, sondern er lebt noch; er ist wiedererwacht in mir und wird dem Mordblender Vergeltung bringen!“

Er brach einen kleinen Zweig von dem Lebensbaum, der auf dem Grabe stand, und steckte ihn an den Hut.

„Das ist die Kokarde, der ich diene, lieber, armer Bruder! Sie kommt nicht eher von ihrem Platz herunter, als bis meine Aufgabe erfüllt ist!“

Er verließ den Kirchhof und ging nach Haus, wo das Mittagmahl schon seiner wartete. Darauf verließ er den Hof wieder, um sich in den Wald zu begeben. Er brauchte einige Spannhölzer für den Wagen und hatte vom Förster den Auftrag erhalten, sich die passenden Eichen- und Buchenstämmchen auszusuchen und zu bezeichnen.

Im Freien angekommen, schlug er unwillkürlich einen Umweg ein, um den Feldhof zu vermeiden, der eine Strecke vor dem Dorfe lag. Droben auf der Höhe, wo das Buschwerk begann, kamen ihm Schritte entgegen. Der Nahende war kein ardrer als der Feldbauer. Als er Frieder erkannte, blieb er mitten auf dem Pfad stehn. Sein Gesicht trug deutliche Spuren der Züchtigung, die er von dem Jüngling erhalten hatte. Sie entstellten ihn bis zur Häßlichkeit, so daß sein Wegbleiben von der Kirche gar nicht zu verwundern war. Es mußte eine sehr dringliche Angelegenheit sein, die ihn in den Wald geführt hatte.

„Weich aus, Bub“, befahl er; „heut gehts anders als vorher!“

„Ja, heut weich ich aus, aber nicht, weil Zhrs gebietet, sondern aus einem ganz andern Grund“, antwortete Frieder.

„Den Grund kennt man schon! Leut unvermutet überfallen, das kann jeder; aber wenn er offen angeredet wird, da geht nur ein Lump oder Feigling auf die Seite.“

Frieder trat ruhig auf ihn zu, legte ihm die Hand schwer auf die Schulter und sah ihm mit blitzenden Augen in das blautrot angeschwollne Gesicht. Es lag dabei etwas in ihm, was der Bauer nicht zu erklären vermochte, ihn aber abhielt, den vielleicht beabsichtigten Kampf zu beginnen.

„Feldbauer, Ihr habt wohl kein Verständnis für andere und viel bessere Gründe, derentwegen man einer Kauferei ausweicht. Und was den Lump und Feigling betrifft, so kann nur ein solcher es unternehmen, einen Blinden, der sich nicht zu wehren vermag, mit der Peitsche schlagen zu wollen. Das muß ich Euch sagen, und nun gehabt Euch wohl!“

Der Bauer schob die Tabakspfeife, die er bisher im Munde behalten hatte, schnell in die Tasche, faßte ihn am Arm und schrie ihn an:

„Ihr habt noch mehr verdient als die Peitsche, ihr alle beide. Nimm dich nur in acht, daß du dem Waldschwarzen nicht auch in die Hand gerätst, sonst wirst mich gar nimmer lange mehr sehn! Hier hast den Trumpf drauf!“

Er schlug mit der Faust nach Frieders Gesicht; diejer aber fing den Hieb auf und faßte dann die beiden Arme des Gegners mit einer Gewalt, daß diejer einen Laut des Schmerzes ausstieß.

„Feldbauer, ich hab Euch schon gezeichnet, und Ihr wißt es genau, daß ich mich nicht vor Euch fürcht. Aber ich werd Euch doch aus dem Weg gehn, so gut ich kann, denn der Klügere gibt nach. Erhebt Ihr aber den Arm nur noch ein einziges Mal gegen mich, so schlag ich hin, wo sichs gehört!“

Er ließ ihn los, um seinen Weg fortzusetzen. Die Ruhe des Waldes gab seiner Stimmung schon nach kurzer Zeit das verlorne Gleichgewicht wieder, und der Groll wich den freundlichen Regungen, die seine Begegnung mit Martha in ihm zurückgelassen hatte. Den Blick nachdenklich zur Erde gesenkt, gewahrte er plötzlich eine Schlange, die sich quer über den Weg schlängelte. Er folgte ihr zwischen die Büsche, um sie zu ergreifen, doch machte das hohe Heidekraut ihm das schwierig; sie entwich zwischen einigen Steinen, die eine jener Bitterstöcke bildeten, wie man sie häufig in den auf felsigem Boden stehenden Wäldern findet. Er hob den ziemlich schweren Granit in die Höhe und gewahrte — nicht die Ratter, sondern einen Zettel, der auf dem plattgedrückten Boden lag. Auch ohne ihn aufzuheben, konnte er deutlich die mit Bleistift geschriebnen Worte lesen: „Beim alten Stollen um zwölf!“

Was war das? Er untersuchte den seltsamen Fund. Das Papier war weiß und sauber, als käme es erst aus dem Laden, und da der Boden hier ziemlich feucht war, so konnte es nur seit kurzer Zeit erst hier liegen. Er brachte den Zettel an seinen Ort zurück, gab dem Stein die frühere Lage und warf dann einen forschenden Blick auf die Umgebung.

Nur einige Schritte davon hatte ein Stöber eine Taube zerrissen; die Federn lagen auf dem Boden zerstreut, einige in der unmittelbaren Nähe des Steins. Die Federn waren im Gebrauch gewesen, wie sich gleich beim ersten Blick zeigte; es hatte jemand die Tabakspfeife damit gereinigt, wie sich aus dem Geruch erkennen ließ.

„Der Feldbauer“, stieg es in Frieder auf, und sofort folgte eine andre Meinung, die ihm das Blut in die Schläfen trieb, so daß er es dort vernehmlich pochen fühlte.

„Nimm dich nur in acht, daß du dem Waldschwarzen nicht auch in die Hand gerätst, sonst wirst mich gar nimmer lange mehr sehn!“ klang es ihm auf einmal wieder vor sein Ohr und ...

Er konnte den Gedanken nicht ausdenken; ein leises Rascheln ließ sich aus der Richtung des Pfades her vernehmen, und er hatte kaum Zeit, sich unter einem jungen Tannenwuchs zu verbergen, so trat ein Mann zwischen den Büschen hervor, hob den Stein ein wenig, warf einen Blick auf den Zettel und verschwand dann so schnell, wie er gekommen war.

„Es ist so, wie ich dachte“, flüsterte Frieder in höchster Erregung. „Die Pascher haben den Bestellort hier. Ich bleibe da und warte, wer kommt!“

Er versteckte sich unter dem dichten Tannicht, so daß er nicht bemerkt werden, aber selbst den Stein und seine Umgebung genau überblicken konnte. Er brauchte nicht lange zu warten, denn schon nach kurzem wiederholte sich die Szene, und nach Verlauf von einigen Stunden hatte er gegen zwanzig Personen gezählt, die den Stein entfernt und den Zettel gelesen hatten. Die meisten waren ihm fremd; aus seinem Dorf besaßen sich nur einige darunter, und diese wenigen waren sämtlich als mißtrauenerregende Kerle bekannt. Zwischen dem Erscheinen der einzelnen lagen fast regelmäßig zehn Minuten, und nicht ein einziges Mal geschah es, daß zwei zugleich erschienen; auch kamen und gingen sie nicht aus und nach derselben Richtung, sondern diese Richtung wurde immer rundum und nach den Himmelsgegenden eingehalten. Die Leute waren allem Anschein nach höchst pünktlich und wohlgedrillt, und die

ganze Art und Weise schien darauf berechnet zu sein, ein Zusammentreffen zwischen ihnen streng zu vermeiden. Keiner sollte den andern erkennen.

Aus Besorgnis, sich zu verraten, verließ Frieder sein Versteck nicht eher, als bis die Dämmerung hereingebrochen war. Dann schlich er sich mit unhörbaren Bewegungen fort und erreichte unter Anwendung größter Vorsicht das offene, weite Feld.

Seinen Eltern teilte er nichts von der Entdeckung mit, zu der ihn die unschuldige Schlange geführt hatte. Er suchte so gleichgültig wie möglich zu erscheinen und ging nach dem Abendessen, um jede Gelegenheit zu einem verräterischen Wort zu vermeiden, in die Schenke, aus der er erst nach einigen Stunden heimkehrte. Eben wollte er die Pforte öffnen, als diese von innen aufgebrochen wurde.

„Gut Nacht, Bachbäurin!“ hörte er grüßen.

„Gut Nacht, Martha, laß dich bald wieder blicken!“

Es war die Tochter des Feldbauern, die sich von seiner Mutter verabschiedete. Als sie ihn gewahrte, sagte sie verlegen:

„Frieder! Wie hast du mich doch erschreckt!“

„Warst bei den Eltern drin?“ fragte er.

„Ja. Du siehst, daß ich bereits angefangen hab, die Furcht vor dir zu überwinden!“

„Du kommst doch bald wieder her?“

„Sobald ich Zeit dazu find.“

„Das machst du sehr recht. Du fühlst dich vereinsamt?“

„Ja, ganz allein, heut und allezeit. Ich habe niemand gesucht und also auch niemand gefunden, zu dem ich gehn und mit dem ich plaudern möcht, als nur deine Eltern, Frieder!“

„Darf ich mitgehn bis hinaus zum Feldhof?“

„Ja!“ sagte sie leise.

„So komm!“

(Fortsetzung folgt.)

## Nooch'n-Feierabend



### Schie is dos net!

(Nachdruck verboten.)

In dr Walt do gibbt's sei a mannichs ze jah,  
un wos mr net sieht, faa mr derlaam.<sup>1)</sup>  
Subald's amos Guts is, do hot mer sei Fraad;  
is wos Bief', tut's en'n Urgernis gaam.

Doch ümgedreht machen's oft annere Leit:  
Gieht derich „gut“ — do sei se dir „bies“,  
un gieht derich racht d r a c k e t — do l a c h'n se fruh;  
se gönne dos Pach dir ganz gewieß.

Ich salberscht, ich bie do 'ne mitleid'ge Seel,  
— 's is net wart, doß mr asuwos noch redt —  
un nu dent'ch, subal' a Malör is passiert:  
„Es hot sei sölln, obr: Schie is dos net!“

Do fährt amol aaner mit dr Eii'nbah' fort,  
guckt naus — raacht gemietlich sei Pseif'  
un horcht beileifig dan Dischkur asu zu,  
tut net seeg,<sup>2)</sup> net stolz un net steif.

Off ahmol do purzelt a Chmer<sup>3)</sup> uhm ro —  
natiertlich mit Schwarzbäär gefüllt.  
Die ganze Mischboke läßt ieber' ne nei.  
Du Elend! Is dos sei a Bild!

De Fahrgäst, die halt'n vor Lach'n ihrn Bauch;  
dar Maa sikt do zum Gespött.  
Ja, denkt eich bluß nei in dan seiner Haut:  
„Schwarz is se; doch: Schie is se net!“ —

E' Kurgäst gieht aus. 'r spaziert nei in Wald,  
kimmt hie in de ahfamste Gehngd.<sup>4)</sup> —  
Dr Nawel zieht rei in dos finstere Tol;  
de Nacht kimmt — es fängt aa un rehngt.

Off ahmol tritt raus — aus Gebüsch un Gestrüpp  
mit Haft a zerrissener Maa,  
dar hält a gelodnes Pistol' in dr Hand,  
pact dan Gast an Bürhemm'l<sup>5)</sup> aa.

Su mir nisch un dir nisch, do stell'r die Frog',  
ob darich Gald odr 's Laam lieber hätt'. —  
Ja, nu tratt amol hie un müßt Antwort gaam:  
„Dos is traurig! — Schie is dos nett!“ —

Ene Fraa gieht zun Ei'kaaf<sup>6)</sup> nei in dr Stadt,  
rennet zenstrim — de Arm' vollgepact;  
doch do hom de Gas-Leit' quar-hie off dr Strooß  
de Staa un de Ard aufgehackt.

Zensthie do is Drack, un Pfiß stieht an Pfiß;  
doch weil se Bekantschaft driem sieht,  
do faust se fix nieber — voll Eil un voll Hitz,  
sieht net, doß a Chmer dostiecht.

Un schu is mischante Uhgeliß geschah':  
In Schlamm liegt se — dr Läng un dr Brett!  
Nu stellt eich su a Bild när labhaftig vür:  
„Waach liegt se; obr: Schie liegt se nett!“ —

In Sommeur verrast mr — weit nauf ins Gebärg,  
an libst'n gar nei in a Bod.  
Doch alles is voll, jed's Hütt'l besetzt;  
mr fraat siech, doß mr endlich wos hot:

A Kammerla bluß — ganz druhm unnern Dach,  
zu dan guckt dr Nachthimmel rei;  
de „Lüftung“, die hot mr aus allererscht Hand,  
wuhnt huuch — bluß a fäntela „frei“.

Nu seht 14 Tog a Rehgwatter<sup>7)</sup> ei;  
wie a Bach'l drooscht's nieder of's Bett.  
Un jede Nacht gieht's mit dan Wasserfall lus:  
„Kühl is dos; obr: Schie is dos nett!“ —

Es gibbt wuhl ken'n Chemann off dare Walt,  
dar net aah sei Schattenfeit' hot.  
'r trinkt amol aams nochieber ne Durscht,  
odr spielt — kimmt nachts schpeet anzoot.<sup>8)</sup>

De Fraa derhamm wart' un hot einen Gist  
— asu wos, dos läßt siech verstiech' —  
doch wenn dos Genörgle gar net amol ruht,  
do is dos Laam — nimmer schie.

Subal' ar när ärngdwie 's Trompet'l versaut,  
do brängt se's, waß Gott, off's Tablett.  
Schinn Dank für su a gesegnets Chelaam:  
„Lang is; obr: Schie is dos nett!“

Bernh. Brückner, Leipzig.

<sup>1)</sup> erleben; <sup>2)</sup> feig; <sup>3)</sup> Eimer; <sup>4)</sup> Gegend; <sup>5)</sup> Vorhemde; <sup>6)</sup> Einkauf; <sup>7)</sup> Breite; <sup>8)</sup> entzu — herbei.

## Der schlafende Löwe am Buchholzer Ehrenmal.

„Sag, Leu, du schläfst nun Jahr für Jahr,  
Willst du denn niemals erwachen?  
Du spielst, so scheint mir ganz und gar,  
Für alle Zeiten den Schwachen!“

„Sieh um dich, Deutscher, der du mich fragst,  
In meinem Schlummer zu stören mich wagst,  
Sieh scharf - und dann kommst du selber zum Schluß,  
Daß und warum ich jetzt schlafen noch muß.“

„Ach ja, ich sehe ein armes Land,  
Geknechtet, entrechtet, zertreten,  
Ein Volk, das auf stolzer Höhe einst stand,  
Das Wohlstand, Glück und Zufriedenheit fand  
In Arbeit, Streben und Beten.

Ein Volk, das an falsche Propheten geglaubt,  
Zerschlug seine schimmernde Wehre  
Und tief gebeugt vor dem Feind hat sein Haupt,  
Im Irrwahn sich schließlich selber beraubt  
Seiner Macht, seines Rechts, seiner Ehre.

Ein Volk, dem statt Frieden und Freiheit und Brot,  
Verheißenen goldenen Zeiten  
Nur Knechtschaft erwachsen und bittere Not,  
Fürs teure Geraubte man gar nichts entbot  
Als Kämpfe und Sorgen und Leiden.

Ein Volk, das dem Hades zu opfern sich bäumt  
Den letzten Rest seiner Sache,  
In dem doch der Wille zum Leben noch schäumt . . .  
Du hast nun schon lange, zu lange geträumt,  
Erwache doch, Löwe, erwache!“

\*) Inschrift auf der Vorderseite des Ehrenmals.

„Ich muß noch schlafen,  
Daß all die Braven,  
Die starben den Tod  
Für schwarz-weiß-rot,  
Den Jammer nicht sehn.  
Doch sollt es geschehn,  
Daß ihr euch besinnet  
Und wieder beginnet,  
Euch selber zu achten,  
Dann werde ich trachten,  
Den Schlaf zu dämpfen  
Und kämpfen.“

Deutschland, mein Deutschland, dich zu erhalten,  
Schöner und freier dich zu gestalten,  
Sitte und Ordnung wieder zu üben,  
Euch untereinander wie Brüder zu lieben,  
Streben nach allem Hohen und Schönen,  
Was sich im Innern befeindet, versöhnen,  
Alles, was groß war an dir, zu achten,  
Nach deiner Helden Ehre zu trachten,  
Wehrhaft euch machen in männlichem Spiel —  
Das sei euer Ziel!

Sprengen sollt ihr die schmählichen Ketten,  
Deutschland aus seinen Nöten erretten,  
Vaterländisch fühlen und handeln,  
Auf eurer Ahnen Wegen stets wandeln,  
Alles, was nichtig und fremd euch, verneinen,  
Euch auf ein großes Streben nur einen:  
Deutsch wieder werden, deutsch sein und bleiben,  
Alles, was undeutsch, endlich vertreiben —  
Denket der Toten, denket der Pflicht,\*)  
Dann schlafe ich nicht!

Willy Vettermann.



Denket der Toten!

Denket der Pflicht!